

Differenzen

Alterität, Konflikt und Diversität in der queeren Zeitgeschichte

Die Teilnehmenden des Workshops ›Differenzen‹ aus dem Netzwerk Queere Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa

Bereits der Titel dieses zweiten Bandes unseres Handbuchs verweist auf einen ganz entscheidenden Perspektivwechsel: Bei der Betrachtung der queeren Zeitgeschichte kommt es nicht zuerst darauf an, heutige Selbstentwürfe und Identitäten in der Vergangenheit wiederzufinden, sozusagen auf der Suche nach den Wurzeln von lesbischen, schwulen oder trans* Communities. Spannend sind vielmehr die Differenzen, die Reibungen, Widersprüche und Auseinandersetzungen, die die queere Zeitgeschichte im deutschsprachigen Europa prägen. Gängiger Weise wird Queerness heutzutage als ein Identitätsmarker verstanden. Dementsprechend gibt es Menschen, die sich als queer begreifen, und alle Anderen lassen sich irgendwie als heterosexuell oder ›cis-het‹ zusammenfassen.¹ In Wirklichkeit ist das Gerangel der Identifikationen und Abgrenzungen komplizierter. Unter dem Regenschirm queer entfaltet sich das LSBTI* Spektrum, spielen Selbstverortungen als lesbisch, schwul, bisexuell, trans* und inter* eine wichtige Rolle. A-, Ambi- und Pansexualität ließen sich anfügen und es gibt auch nicht-binäre sowie gender-fluide

1 Diese Kombination von Cis-Geschlechtlichkeit und Heterosexualität begegnet auch in Formulierungen wie Cis-Hetero-Patriarchat oder Cis-Hetero-Normativität, vgl. Friederike Beier, »Für einen materialistischen Queerfeminismus als Theorie und Praxis gegen Patriarchat, Heterosexismus und Kapitalismus«, in *Materialistischer Queerfeminismus. Theorien zu Geschlecht und Sexualität im Kapitalismus*, Hg. Dies. (Münster: Unrast, 2023), 7–20, 11; Jessie K., »Zu heteronormativen Denkmustern in queeren Kontexten. Für eine queere Begegnung der Körper – Teil I«, in *philosophike-blog*, 23. April 2023, <https://philosophike.de/2023/04/zu-heteronormativen-denkmustern-in-queeren-kontexten-fuer-eine-queere-begegnung-der-koerper-teil-i> (Zugriff am 4. Februar 2024).

Personen. Diese Vielfalt sollte aber nicht zu der Annahme verleiten, dass zusagen auf der heterosexuellen Gegenseite eintönige Uniformität vorherrschende. Keineswegs folgen die Lebensentwürfe von Menschen, die heterosexuell sind oder sich so begreifen, durchgängig den Normen von monogamer Ehe und Papa-Mama-Kleinfamilie; auch das zeigen die Beiträge zu diesem Band. Noch entscheidender ist jedoch, dass das, was auf den ersten Blick den Eindruck eines regenbogenbunten Spiels der Identitäten erwecken mag, sich immer verknüpft mit gewaltförmigen Ausgrenzungen und machtvollen Hierarchisierungen. Diese aufzuzeigen, kritisch zu hinterfragen und politisch zu adressieren, gehört zu den wichtigsten Aufgaben queerer Geschichte.

In der Machtkritik, die ›queer‹ als Adjektiv und ›queeren‹ als Verb ermöglichen, liegt für die Autor*innen dieses Bandes ihr wesentliches Potential. Bei der Frage, in welchen Begriffen man über die Menschen und Lebensweisen sprechen sollte, deren Geschichte hier zur Debatte steht, gehen die Meinungen dann weit auseinander. In den lebhaften Diskussionen bei der Vorbereitung dieses Bandes betonten einige die Vorteile von Akronymen wie LGBTQIA, weil sie unterschiedliche Erfahrungen und Selbstentwürfe gruppieren, also Differenzierung ermöglichen, anstatt teils sehr verschiedene Perspektiven in einen Topf zu werfen. Andere waren dagegen der Ansicht, es sei gerade einer der Vorzüge von ›queer‹, dass es eine allzu stabile und fein-säuberliche Aufteilung von vermeintlich klar voneinander abgrenzbaren Positionen unterlaufe. So gesehen verdeutlicht ›queer‹, wie vergeblich es wäre, ein Regal mit zahlreichen Fächern für mögliche geschlechtliche und sexuelle Identitäten zu zimmern, in die die Einzelnen sich dann einsortieren könnten. So funktionieren Fragebögen, aber nicht die soziale Wirklichkeit.

Wieder andere bemängelten in unseren Debatten, dass ›queer‹ als Sammelbegriff über die ungleiche Verteilung von Sichtbarkeit hinwegtäuschen, bestimmte Teile des Spektrums vielleicht sogar erneut unsichtbar machen könnte. Die Beiträge von Kirsten Plötz und Corinne Rufli zur lesbischen Visibilität und von Ulrike Klöppel zur mangelnden zeithistorischen Aufmerksamkeit für Fragen der Transgeschlechtlichkeit beschäftigen sich eingehender mit diesen Punkten.² Auch darüber, ob ›trans*‹ Perspektiven markiert, die in theoretischer Hinsicht über das hinausweisen, was ›queer‹ meint, haben wir

2 Vgl. u.a. Ulrike Klöppel, »Residuum der Queer History. Inter* als Restsymptom der Trennung von Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte«, in *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung*, Hg. Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Bielefeld: transcript, 2014), 105–114.

kontrovers diskutiert.³ Unterscheiden sich queer- und trans*-historische Zugänge voneinander? Und wenn ja, wo liegen die Differenzen, und wie könnten sich die beiden Ansätze aufeinander beziehen? Angesichts der jahrelangen Vernachlässigung der Geschichte von trans* Personen und Bewegungen ist es zweifellos wichtig, sie begrifflich gezielt zu thematisieren. Aber die Frage nach dem Verhältnis von trans* und queerer Geschichte lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht eindeutig beantworten.

In den LSBTI* Communities begreifen sich manche affirmativ als ›queer‹, während andere das Adjektiv explizit ablehnen. Im Englischen hängt das mit der Erfahrung von Gewalt und Zurückweisung zusammen, die mit dem lange Zeit besonders verächtlichen Schimpfwort ›queer‹ verknüpft sind.⁴ Im Deutschen ist es dagegen für manche oder viele ein fremdsprachiger Begriff, der mit ihrer eigenen Lebensgeschichte wenig zu tun hat. In deutschsprachigen Quellen taucht ›queer‹ über weite Strecken nicht auf. Das Wort interveniert also quasi anachronistisch in die Vergangenheit.⁵ Das schmälert jedoch nicht sein analytisches Potential. Wie geläufig die Rede von Queerness ist, hängt auch vom akademischen, aktivistischen oder alltäglichen Milieu ab, in dem man sich bewegt. Zudem haben sich in der Schweiz, in Österreich und in Deutschland unterschiedliche Ausdrucksweisen etabliert. Deswegen variiert die Begrifflichkeit in den verschiedenen Beiträgen, wobei sie sich alle der Relevanz von queer-kritischen Perspektiven verschreiben. Vorneweg unternimmt diese Einleitung den Versuch, die einzelnen Themen und Ansätze mit breiteren Debatten zu verknüpfen. Dabei gerät zunächst das Verhältnis von Identität und Differenz, Alteritätsproduktion als Selbstvergewisserung sowie als Ausgrenzung in den Blick. Der zweite Teil diskutiert intersektionale Positionen und die Möglichkeit von Allianzen, die cis-heterosexistische, rassistische, klassistische sowie andere Gräben überbrücken. Der dritte Teil widmet sich schließlich der Frage der Machtkritik und den Chancen und Herausforderungen, die das Schreiben queerer Zeitgeschichten im deutschsprachigen Europa in dieser Hinsicht mit sich bringt.

3 Vgl. dazu u.a. Keegan, Cael M. Keegan, »Getting Disciplined: What's Trans* About Queer Studies Now?« *Journal of Homosexuality* 67, Nr. 3 (2020): 384–97; Kadji Amin, »Whither Trans Studies?« *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 10, Nr. 1 (2023): 54–58.

4 Justin Bengry, »Can and should we queer the past?« in *What is History, Now? How the Past and the Present Speak to Each Other*, Hg. Helen Carr und Suzannah Lipscomb (London: Weidenfeld & Nicolson, 2021), 48–65.

5 Sylvie Steinberg, »Vormoderne Geschlechtsidentitäten in Frage stellen?« *L'Homme* 42 (2023), Nr. 2: 101–118.

Identität und Differenz

Geschlechtliche und sexuelle Differenzen gehören in der Moderne zusammen mit rassifizierten und klassenspezifischen Unterschieden zum Kernbestand derjenigen sozialen Felder, auf denen kollektive und individuelle Identitäten hergestellt und ausgehandelt werden.⁶ Die Differenz von Eigenem und Fremden, von Selbst und Anderen wird in philosophischen, phänomenologischen, psychoanalytischen, poststrukturalistischen, wissenssoziologischen, postkolonialen und weiteren Diskursen thematisiert.⁷ In der Produktion solcher Unterscheidungen mischen sich Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse mit Imaginationen und Repräsentationen von Alterität, die ›das Eigene‹ oft als überlegen begreifen sowie ›die Anderen‹ als verwerflich, schwächlich und unzulänglich stereotypisieren. Identifikation und Zugehörigkeit innerhalb einer Gruppe gehen einher mit Distanzierung von ›den Anderen‹, Vertrautheit mit Fremdheit, Zuneigung mit Ablehnung. Diese Dynamiken analysiert Yener Bayramoğlu in seinem Beitrag mit Blick auf soziale Medien und queermigrantische Zugehörigkeiten. Auch in anderen Kontexten bestimmen sie die Konstitution geschlechtlicher und sexueller Identitäten, auf kollektiver wie auf individueller Ebene. Frau-Sein, Mann-Sein, Nichtbinär-Sein, Bi-, Homo- oder Heterosexuell-Sein sind wesentliche Aspekte der Selbstverortung und des Subjekt-Werdens der Einzelnen.

Gerade aus historischer Sicht gilt es zu betonen, dass diese Positionierungen keine quasi unverrückbar-angeborenen biologischen Gegebenheiten dar-

-
- 6 Mit Blick auf Geschlecht und Sexualität vgl. u.a. Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, übersetzt von Katharina Menke (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1991 [amerik. Original 1990]); Eve Kosofsky Sedgwick, *Epistemology of the Closet* (Berkeley: University of California Press, 1990); Mike Laufenberg, »Queer Theory. Identitäts- und machtkritische Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht«, in *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Hg. Beate Kortendiek, Birgit Riegraf und Katja Sabisch (Wiesbaden: Springer, 2018), 331–340.
- 7 Aus philosophiehistorischer Perspektive vgl. u.a. Karen Gloy, *Alterität. Das Verhältnis von Ich und dem Anderen*, (Paderborn: Brill, 2019); Gilles Deleuze, *Differenz und Wiederholung*, übersetzt von Joseph Vogl (München: Wilhelm Fink, 1992 [frz. Original 1968]); Emmanuel Levinas, *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*, übersetzt von Thomas Wiemer (Freiburg: Karl Alber, 1998 [frz. Original 1974]); Edward Said, *Orientalismus*, übersetzt von Hans Günter Holl (Frankfurt a.M.: Fischer, 2009 [engl. Original 1978]); Alois Hahn, *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000); Julia Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*, übersetzt von Xenia Rajewski (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001).

stellen, sondern dass sie sich im Lauf der Zeit verändern. Männlichkeit bedeutete in den 1950er Jahren, als das Modell der Einverdiener-Kleinfamilie im globalen Nordwesten weitgehend unhinterfragt dominierte, etwas anderes als heute, wo darüber diskutiert wird, ob zwei alleinerziehende Väter eine nicht-eheliche Verantwortungsgemeinschaft eingehen können sollten. Lesbischsein wurde 2014, dem Jahr, in dem die deutsche Fußballnationalspielerin Steffi Jones in einem Werbespot für eine Altersvorsorgeversicherung davon sprach, wie sie sich »eine Prinzessin geschnappt« habe, ganz anders gesehen als 1973, dem Jahr, in dem eine deutsche Boulevardzeitung unter dem Titel »Die Verbrechen der lesbischen Frauen« weibliche Homosexualität mit krimineller Gewalt verknüpfte.⁸ Wie sich sexuelle und geschlechtliche Identitäten im Verhältnis zwischen Selbst und Anderen entfalten, hängt immer von den jeweiligen ökonomischen, politischen und kulturellen Umständen ab. Differenzformationen und Identitätsbildungen sind zeit- und milieuspezifisch.

Diese Feststellung entspricht konstruktivistischen Perspektiven, die die queere Forschung bestimmen und sich von essentialistischen Annahmen abgrenzen. Geschlecht und Sexualität werden als Konstrukte betrachtet, deren gesellschaftliche Herstellung Historiker*innen untersuchen. Als essentialistisch wird dagegen die Vorstellung bezeichnet, dass es einen unveränderlichen, immer und überall gleichen Kern sexueller und geschlechtlicher Identität gebe. In historischer Perspektive spielte diese Vorstellung unter anderem dort eine Rolle, wo gleichgeschlechtlich begehrende und gendernonkonforme Menschen sich im Kampf mit homo- und transfeindlichen Umgebungen auf prominente und von vielen geschätzte Vorbilder wie Christina von Schweden oder Friedrich II. von Preußen beriefen, um ohne Scham und selbstbewusst ihr eigenes Ebenso-Sein behaupten zu können. Dadurch gerieten Personen aus dem 17. und 18. Jahrhundert zu ›Vorläufer*innen« viel späterer Selbstentwürfe, so als hätten sich sexuelle und geschlechtliche Identitäten stabilen Essenzen gleich über die Jahrhunderte nicht verändert. An dieser Vorstellung wurde bereits in den 1970er Jahren, also vor dem Aufkommen queerer Theoriegebäude, Kritik geübt, unter Historiker*innen vor allem deswegen, weil die Anwendung heutiger Identitätsbegriffe auf frühere

8 Vgl. N.N., »Allianz Video. Steffi Jones hat sich ›eine Prinzessin geschnappt«, *queer.de*, 2014, https://www.queer.de/detail.php?article_id=22612 (Zugriff am 6. Februar 2024); Yener Bayramoğlu, *Queere (Un-)Sichtbarkeiten. Die Geschichte der queeren Repräsentationen in der türkischen und deutschen Boulevardpresse* (Bielefeld: transcript, 2018), 223–235.

Zeiträume die zentrale Rolle der je besonderen politischen, kulturellen und ökonomischen Machtverhältnisse auszublenden droht.⁹

Konstruktivistische Perspektiven auf Geschlecht und Sexualität bestimmten die feministische Kritik der patriarchalen Wissens- und Gesellschaftsordnung bereits in den 1960er und 1970er Jahren.¹⁰ Monique Wittig sprach 1979 vom ›straighten‹, quasi heterosexuellen Diskurs, der Frauen und Homosexuelle als deviante und mangelhafte Subjekte hervorbringe und unterdrücke.¹¹ Später legten ›gender‹-Theoretiker*innen den Fokus auf die Relationalität von Geschlecht und darauf, dass Weiblichkeit und Männlichkeit nicht unabhängig voneinander gedacht und gemacht werden können; dass hetero-hierarchische Ordnungen auch Männern bestimmte Selbstentwürfe vorschreiben; dass homosexuelle Männer Komplizenhaft in die Reproduktion hegemonialer, heterosexueller Maskulinität verstrickt waren und sind; und dass sich innerhalb dieser komplexen Machtverhältnisse ebenfalls männliche Weiblichkeiten und weibliche Männlichkeiten herausbilden können.¹² Eine Vorstellung davon vermitteln die Fotos von Liva Tresch aus der Zürcher Subkultur der 1960er Jahre, die Corinne Rufli in ihrem Beitrag vorstellt.

-
- 9 Vgl. u.a. Stefan Micheler und Jakob Michelsen, »Geschichtsforschung und Identitätsstiftung. Von der ›schwulen Ahnenreihe‹ zur Dekonstruktion des Homosexuellen«, in *Was heißt hier schwul. Politik und Identitäten im Wandel*, Hg. Detlef Grumbach (Hamburg: Männerschwarm, 1997), 94–110; Ulrike Janz, »(K)eine von uns? Vom schwierigen Umgang mit ›zwiespältigen Ahninnen‹«, *IHR SINN. Eine radikal feministische Lesbenzeitschrift* 3 (1991), 24–39; Christiane Leidinger, »Überlegungen für eine kritische Erinnerungskultur«, *Mitteilungen der Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* 61/62 (2018): 8–20.
- 10 Wie das weibliche gesellschaftlich zum ›anderen Geschlecht‹ gemacht und in Abhängigkeit vom Mann definiert wurde, zeigte Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, übersetzt von Eva Rechel-Mertens und Fritz Montfort (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1951 [frz. Original 1949]).
- 11 Monique Wittig, *Das straighte Denken*, übersetzt von Benjamin Dittmann-Bieber und Arabel Summent (Leipzig: Merve, 2023). Den Vortrag, der der Sammlung ihren Titel gibt, hielt Wittig 1979 in New York. Konstruktivistische und diskursanalytische Ansätze bestimmten auch den für die schwulenbewegte Theoriebildung wichtigen Band von Rüdiger Lautmann, Hg., *Seminar. Gesellschaft und Homosexualität* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1977).
- 12 Vgl. Joan W. Scott, »Gender. A Useful Category of Historical Analysis«, *The American Historical Review* 91 (1986), Nr. 5: 1053–75; R. W. Connell und James W. Messerschmidt, »Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept«, *Gender & Society* 19 (2005): 829–859; Jack Halberstam, *Female Masculinity* (New York: Duke University Press, 1998).

Ab den 1990er Jahren gewannen zudem Ansätze an Bedeutung, denen zufolge in die Herstellung und Aufrechterhaltung von Identitäten und Differenzen nicht ›nur‹ sprachliche, diskursive, wissensbasierte Strukturen, sondern auch Performativität, Subjektivität und Körper involviert sind. Von dieser Warte aus betrachtet erscheint Identität als ein Effekt performativer Praktiken, die sich zu Vorstellungen vom Selbst verfestigen, solche Vorstellungen aber auch destabilisieren können. Subjekte werden so gesehen in andauernden Subjektivierungsprozessen von den jeweiligen gesellschaftlichen Machtformationen immer wieder neu hervorgerufen. Und Körper verändern sich ebenfalls, haben ihre eigene Historizität.¹³ Auf die Vielschichtigkeit von Differenzdynamiken verweisen auch die Beiträge in diesem Handbuch. Ihre Fokussierung bringt ein zentrales Anliegen queerer Kritik zur Geltung, nämlich scheinbar festgefügte Identitäten und gängige Unterscheidungen zu hinterfragen. Es geht nicht nur darum, Alternativen zur dominanten Cis-Heteronormativität zu entwerfen, sondern vielmehr darum zu zeigen, wie befremdlich die scheinbar vertraute, wie instabil die scheinbar unerschütterliche heterosexuelle Normalität sein kann. Gerade für die queere Zeitgeschichte ergibt sich hier auch eine politische Aufgabe. Schürt doch die Neue Rechte die Sehnsucht, zu den vermeintlich guten, alten sexuellen Verhältnissen von früher zurück zu kehren, als das Geschlechtsleben, so die Annahme, noch einfach, übersichtlich und hierarchisch geordnet gewesen sei. Historiker*innen können zeigen, dass dieser Wunsch ebenso gefährlich ist wie die Annahme in die Irre geht, früher sei alles ›einfacher‹ gewesen.

13 Zu den Konzepten des Performativen, der Subjektivierung und der Körpergeschichte vgl. u.a. Judith Butler, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, übersetzt von Karin Würdemann (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997 [amerik. Original 1995]); Stefanie Duttweiler, »Subjektivierung im Modus medialisierter Sexualberatung«, *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* (2008), Nr. 2: 45–66; Pascal Eitler, »Sexualität als Ware und Wahrheit. Körpergeschichte als Konsumgeschichte«, in *Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890–1990*, hg. Henz-Gerhard Haupt und Cornelius Torp (Frankfurt a.M.: Campus), 2009, 370–388; Peter-Paul Bänziger, »Geschlechtlichkeit und Sexualität aus körpergeschichtlicher Perspektive«, in *Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik*, hg. Julia Paulus, Eva-Maria Silies und Kerstin Wolff (Frankfurt a.M.: Campus 2012), 246–254; Barbara Duden und Dorothee Noeres, Hg., *Auf den Spuren des Körpers in einer technogenen Welt* (Opladen: Leske + Budrich, 2002). Über die Rolle von Körpern und Materie wird auch in der Debatte um den sogenannten New Materialism gestritten, vgl. u.a. Karen Barad, »Transmaterialities: Trans*/matter/realities and queer political imaginings«, *TSQ: Transgender Studies Quarterly* 21 (2015), Nr. 2, 387–422.

Aus historischer Sicht ereignet sich das Spannende ebenfalls zwischen den scheinbar festen Kategorien sexueller und geschlechtlicher Identität, wo die Dinge sich verschoben und mischten, wo es Konflikte und Auseinandersetzungen gab. Dazu gehört auch die gewaltsame Durchsetzung gesellschaftlicher Ordnungen, die bestimmten Menschen einen geringeren Rang zuwiesen oder sie einer verfeimten Gruppe zuordneten. Auch in klassistischen, kolonialen und rassistischen Hierarchien spielten Geschlecht und Sexualitäten oft eine wichtige Rolle. Sie changierte zwischen pejorativen Zuschreibungen von sexueller Devianz und Gender-Nonkonformität sowie exotisierender Bewunderung des vermeintlich freieren Umgangs mit Intimität jenseits der Zwänge, denen sich die Mitglieder weißer und bürgerlicher Eliten unterwerfen mussten.¹⁴ So oder so betrachteten diejenigen, die der Cis-Hetero-Norm zu entsprechen glaubten, von ihrer vermeintlich selbstverständlichen Position aus alle Anderen als ›Außenseiter‹ und ›Monster‹, als ›sündhaft‹, ›kriminell‹ oder ›krank‹. Pathologisierung und Medikalisierung spielten dabei eine herausragende Rolle, wie Ulrike Klöppel in ihrem Beitrag zu Trans* und Inter* zeigt.

Solche gewaltsamen Stigmatisierungen und Kategorisierungen von außen bestimmten die queere Geschichte über weite Strecken. Aber es gab auch Momente, in denen gleichgeschlechtlich begehrende und gender-nonkonforme Menschen selbst Begriffe bestimmten, mit denen sie über sich sprechen wollten. Im späten 19. Jahrhundert entwickelten Wissenschaftler oft im Austausch mit ›Betroffenen‹ eine Vielzahl von Worten zur Beschreibung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. In den 1920er Jahren bereicherte die wachsende Subkultur das Spektrum mit weiteren Begriffen. Und in den 1970er Jahren begannen Aktivist*innen abwertende Zuschreibungen zu unterlaufen, indem sie sich pejorativ gemeinte Ausdrücke aneigneten und selbstbewusst als Schwule und Lesben bezeichneten. Allerdings blieben diese Begriffe innerhalb der Bewegungen und Communities umstritten, nicht zuletzt weil manchen klar war, dass auch selbstgewählte Bezeichnungen neue Hierarchien und Ausschlüsse begründen konnten. Deswegen diskutierte die Frauengruppe der HAW, der

14 Vgl. u.a. Mrinalini Sinha, *Colonial Masculinity. The ›Manly Englishman‹ and the ›Effeminate Bengali‹ in the Late Nineteenth Century*, (Manchester: Manchester University Press, 1995); Franz X. Eder, »National and Racial Images of the Sexual ›Other‹ in the German-Speaking Countries (1950s–1970s)«, in *Sexuality & Culture* 21 (2017): 362–381; Patricia Purtschert, *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weißen Schweiz* (Bielefeld: transcript, 2019); Ulrike Schaper, Magdalena Beljan, Pascal Eitler, Christopher Ewing und Benno Gammerl, »Sexotic. The interplay between sexualization and exoticization,« in *Sexualities* 23 (2020), Nr. 1–2: 114–126.

Homosexuellen Aktion Westberlin Anfang der 1970er Jahre ausführlich und kontrovers über das Vokabular, in dem sie von sich reden machen wollte.

Abb.1: *homophil? homoerotisch? lesbisch? homosexuell? schwul?*
 Vermutlich hektografiertes Flugblatt der HAW-Frauengruppe von 1972, Spinnboden: Ak/LAZ/28



Mit den neuen Begriffen gewann auch ein neues Verhältnis zum Selbst an Bedeutung, die Vorstellung von einer authentischen sexuellen Identität, die man in Selbsterfahrungsgruppen erkunden und der man entsprechen wollte.

Das selbstbewusste Outing wurde in den 1970er und 1980er Jahren nachdrücklich eingefordert und galt als zentrale politische Strategie. Den Versuch, in der Herkunftsfamilie oder am Arbeitsplatz eine heterosexuelle Fassade aufrechtzuerhalten, lehnte man als verwerfliches Sich-Verstecken ab. Daraus resultierten Konflikte zwischen ›Radikalen‹ und ›Angepassten‹, zwischen aktivistischen Szenen und kommerzieller Subkultur, zwischen ›ideologischen‹ und ›pragmatischen‹ Bewegungen sowie zwischen verschiedenen Generationen. Der Beitrag von Martin Lengwiler und Daniel Zürcher thematisiert diese Spannungen. Varianten davon diskutieren auch Katja Patzel-Mattern und Elena Mayeres mit Blick auf queer-lesbische Beziehungsweisen in der Bundesrepublik der 1950er und 1960er Jahre. Und in Maria Bühners Vorstellung des Dokumentarfilms ›...viel zu viel verschwiegen‹ spielen solche Spannungen ebenfalls eine Rolle. Sie setzt sich unter anderem mit den, mitunter konfliktreichen, Begegnungen zwischen ost- und westdeutschen Lesbenbewegungen in den 1990er Jahren auseinander.

Heutzutage hat die Vorstellung von sexueller Identität als authentischem Kern des Selbst mancherorts an Einfluss verloren. Einige wollen sich bewusst nicht festlegen, andere bewegen sich im Lauf ihres Lebens zwischen den einzelnen Facetten des Spektrums und wieder andere variieren ihre Selbstverortung situativ, also je nachdem, wo sie sich aufhalten, ob im Club oder beim Jobinterview. Solche kontextsensiblen Adaptionen des eigenen Auftretens sind heute weniger umstritten als noch vor 40 Jahren. Man ist halt mal so, und mal anders. Sozusagen eine schlichte, nicht unbedingt politisch aufgeladene Form der Alterität. Aber selbstverständlich gibt es nach wie vor Konflikte darum, wer welches Label für sich beanspruchen darf. Den Streit um Symbole wie Regenbogen, Rosa Winkel und Labrys oder Doppelaxt, mit denen ›Queerness‹ markiert wurde und wird, diskutiert Sébastien Tremblay in seinem Beitrag. Dabei wird auch deutlich, dass es in den letzten Jahrzehnten immer schwieriger wurde, eindeutig zwischen Selbstbezeichnung und Fremdkategorisierung zu unterscheiden. Wo man, wie einige argumentieren würden, in den 1970er und 1980er Jahren in beiderlei Richtung noch eine klare Grenze zwischen dem Eigenen und den Anderen zog, gewinnen Ambivalenzen und Übergänge seither immer mehr an Bedeutung. Dieser Prozess lässt sich auch als Normalisierung der sexuellen Vielfalt begreifen.¹⁵ Die strikte Trennung von Norm und Devianz

15 Vgl. u.a. Benno Gammerl, »Ist frei sein normal? Männliche Homosexualitäten seit den 1960er Jahren zwischen Emanzipation und Normalisierung«, in *Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren*, Hg. Peter-

weicht einem Spektrum von mehr oder weniger normalen sexuellen und geschlechtlichen Identitätsoptionen, die medial inszeniert, attraktiv vermarktet und politisch inkludiert werden. Das Identitätenraster gerät durcheinander.

Allianzen und Intersektionalitäten

Queer-kritische Perspektiven hinterfragen auch diese Dynamik der Normalisierung. Steckt hinter den scheinbar reizvollen Wahlmöglichkeiten eine neoliberale Flexibilisierung, die um den Preis der Aufgabe politischer Radikalität die konsument*innenfreundliche Angebotspalette erweitert? Mit ähnlichen Zweifeln reagierten manche Lesben und Schwule auf die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare, 2015 in Luxemburg, 2017 in Deutschland, 2019 in Österreich und 2022 in der Schweiz. War nun der Gipfel der ›Anäherung‹ an die bürgerlich-heterosexuelle Normalität erreicht? Diese Befürchtung verkennt allerdings, dass sich auf der heterosexuellen Seite des Spektrums die Zahl der akzeptablen Lebens- und Liebesentwürfe im Lauf der Zeit ebenfalls vervielfältigt hat, in und außerhalb der Ehe: Experimente mit Dildos, Cruising, Bondage, vieles, was einst verpönt war, scheint heutzutage möglich, mitunter sogar geboten.¹⁶ Wo verläuft angesichts dieser Komplexität die Trennlinie zwischen denen, die der Cis-Hetero-Norm entsprechen, und denen, die sie unterlaufen? Die Frage, ob es ›queere Heten‹ geben könne, führte unter den Autor*innen des Handbuchs zu angeregten Debatten.

Ist es ein Problem, wenn sich heterosexuelle Menschen gemeinhin als queer wahrgenommene Praktiken aneignen, so ähnlich wie manche befürchten, dass queere Räume verloren gehen könnten, wenn zu viele andersgeschlechtlich liebende Menschen dort verkehren? Solche praktischen Sorgen laufen dem theoretischen Anspruch zuwider, allzu festgefügte Identitäten zu kritisieren. Die Frage, ob Personen quasi queer genug sind, um sich so bezeichnen und an bestimmten Orten aufhalten oder an bestimmten Bräuchen teilhaben zu dürfen, führt in die Sackgasse einer identitären Fixierung und Reifizierung, in der die anti-normative Haltung zur selbstreferentiellen Geste

Paul Bänziger, Magdalena Beljan, Franz X. Eder und Pascal Eitler (Bielefeld: transcript, 2015), 223–244.

16 Zu einem Ansatz der in heteronormativitätskritischer Absicht ›das Heterosexuelle‹ differenzierter betrachtet vgl. Stevi Jackson, »Gender, sexuality and heterosexuality. The complexity (and limits) of heteronormativity«, *Feminist Theory* 7 (2006), Nr. 1: 105–21.

verkümmert. Vermutlich auch deswegen denken manche, dass die Kritik an sexuellen Normen allein nicht mehr ausreicht, um die queere Sache weiterhin mit radikaler Verve zu betreiben.

Neben Fragen der Sexualität im engeren Sinn rücken zunehmend auch andere, bei genauerem Hinsehen eng mit ihr verquickte Aspekte ins Zentrum der Aufmerksamkeit.¹⁷ Theoretisch gewendet führt das zu Verknüpfungen von queeren mit marxistischen und anti-rassistischen Ansätzen.¹⁸ Historisch gewendet macht diese Entwicklung Perspektiven attraktiv, die sich nicht exklusiv auf das Sexuelle konzentrieren, und gerade so Phänomene ins Sichtfeld bringen, die für queere Betrachtungen besonders spannend sind. Das zeigen auch die Beiträge von Kirsten Plötz und Corinne Ruffli sowie Katja Patzel-Matterns Besprechung einer »Fürsorgerziehungssache« aus den 1940er Jahren und Elena Mayeres Vorstellung des TV-Films *Schicksalsjahre* von 2011, der unter anderem die Geschichte einer Frauenfamilie in der Nachkriegszeit erzählt. Alle diese Beiträge thematisieren Beziehungen zwischen Frauen, ohne sich dabei zuerst oder überhaupt auf die Frage zu konzentrieren, ob diese nun sexueller Natur gewesen seien oder nicht.¹⁹ So werden Protagonistinnen erkennbar, die sich selbst nicht als lesbisch oder gar queer bezeichnet hätten, und die wir auch heute nicht unbedingt so begreifen würden, aber deren Lebensentwürfe sich dennoch weit jenseits kleinfamiliär-heteronormativer Erwartungen bewegten.

So gesehen geraten Öffnung und Weitung des Queeren nicht unbedingt zur Aufgabe von radikalen, weil sexuelle Normen überschreitenden Positionen. Vielmehr lassen diese Dehnungen die Machtstrukturen und Ausgrenzun-

-
- 17 Zur Diskussion darüber, wie sehr queere Kritik mit Fragen des sexuellen Begehrens verknüpft bleiben oder sich davon lösen sollte vgl. auch Janet Halley und Andrew Parker, Hg., *After Sex? On Writing since Queer Theory* (Durham: Duke University Press, 2011).
- 18 Vgl. u.a. David L. Eng, J. Halberstam und José Esteban Muñoz, »What's queer about queer studies now?« *Social Text* 23 (2005), Nr. 3/4: 1–17. Zu queer-marxistischen Ansätzen vgl. zudem Kevin Floyd, *The Reification of Desire. Toward a Queer Marxism* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2009). Zur Kritik an Floyd und zur Empfehlung, stattdessen an die Überlegungen von Mario Mieli anzuknüpfen, die er 1977 in seinen »Elementi di critica omosessuale« formuliert hatte, vgl. James Penney, *After Queer Theory. The Limits of Sexual Politics* (London: Pluto Press, 2014).
- 19 Vgl. auch Elisa Heinrich, *Intim und respektabel. Aushandlungen von Homosexualität und Freundinnenschaft in der deutschen Frauenbewegung um 1900*, (Göttingen: V&R unipress, 2022). Anknüpfend an Heinrichs Überlegungen zur »Einordnung« von intimen und nicht unbedingt sexuellen Frauenfreundschaften könnte man umgekehrt auch fragen, ob es denn zuträfe, Eheleute, die keinen Sex haben, als heterosexuell zu begreifen.

gen deutlich hervortreten, die queere Identitätsbehauptungen mit sich bringen können, wenn sie im Modus der Exklusivität formuliert werden. So kommen zudem Dynamiken in den Blick, bei denen die Integration einer sozialen Gruppe mit der Ausgrenzung von anderen erkauft wird, bei denen die Einen Anerkennung erringen, indem sie sich von den ebenfalls mit Diskriminierung konfrontierten Anderen distanzieren. Das wird oft auch als horizontale Hostilität bezeichnet. So funktionieren homonationalistische Argumente. Die ›deutsche‹ Gesellschaft, so behaupten Vertreter*innen solcher Positionen, sei inzwischen weitgehend homofreundlich. Gefahr drohe gleichgeschlechtlich liebenden und gender-nonkonformen Menschen deswegen in erster Linie von ›nicht-deutschen‹, eingewanderten Personen. So kann man vermeintlich im besten Interesse der LSBTI* Bevölkerung Migrant*innen ausgrenzen.²⁰

Dass Rechtsaußenparteien solche vordergründig homo-freundlichen Argumente aufgreifen und sich gleichzeitig einer queer- und transfeindlichen Rhetorik befleißigen, zeigt, wie komplex die politische Lage aktuell ist. Die Suche nach effektiven Strategien, mit denen man in diese Situation intervenieren kann, um die gesellschaftliche Inklusion und Partizipation aller gegen Benachteiligung und Ausgrenzung ankämpfenden Gruppen zu erreichen, gehört zu den vordringlichsten politischen Aufgaben der heutigen Zeit. In jedem Fall können Allianzen dabei helfen. Dafür gibt es zeithistorische Vorbilder. Lara Ledwa stellt in diesem Band den Versuch vor, in den späten 1970er Jahren einen Erfahrungsaustausch zwischen »black and white lesbian couples« dies- und jenseits des Atlantiks zu entwickeln. Christopher Ewing betrachtet die Bündnisse, die queere Auseinandersetzungen mit Rassismus seit den 1980er Jahren ermöglicht haben. Solche Allianzen, die über ein enges queeres Spektrum hinausreichen, kombinieren mehrere machtkritische Ansätze und stärken das Potential der beteiligten Bewegungen, Mehrheiten für ihre Anliegen zu organisieren und gegen den zunehmenden queer- wie trans-feindlichen, sexistischen, rassistischen und klassistischen Gegenwind vorzugehen.

Diese Kombination verschiedener Anti-Diskriminierungs-Kämpfe adressiert der aus dem Women-of-Color-Feminismus stammende Begriff Intersek-

20 Vgl. u.a. Gabriele Dietze, *Sexueller Exzeptionalismus. Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus* (Bielefeld: transcript, 2019). Zum Ineinandergreifen von xenophoben und frauenrechtsbewegten Positionen vgl. auch Paula-Irene Villa Braslavsky und Sabine Hark, *Unterscheiden und herrschen: Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart* (Bielefeld: transcript, 2017).

tionalität. Er schärft die Aufmerksamkeit dafür, wie die Dynamiken, die Personengruppen nach unterschiedlichen Kriterien benachteiligen und privilegieren, ineinander greifen. Deswegen ist es auch wenig sinnvoll, sie getrennt voneinander zu analysieren und zu kritisieren. Der Situation gleichgeschlechtlich beghehrender, ›weißer‹ und nicht behinderter Männer um die 40 im höheren öffentlichen Dienst wird man nur gerecht, wenn man auch danach fragt, inwiefern sie aufgrund gesellschaftlicher Hierarchisierungen von ihrer Maskulinität, ihrem sozio-ökonomischen Status, ihrer hellen Hautfarbe, ihrer Mobilität und ihrem Alter profitieren konnten. Dabei ist es wichtig, diese Beobachtungen nicht von vorneherein als Vorwürfe zu begreifen. Vielmehr geht es bei diesen Differenzierungen darum zu verstehen, wer in welcher Form und in welchem Umfang Ungerechtigkeiten registrieren und sich am Kampf gegen sie beteiligen kann. Daher sollten Historiker*innen verschiedene Mechanismen der Privilegierung und Benachteiligung immer gleichzeitig im Blick haben, um sich so der Komplexität je spezifischer Situationen anzunähern.²¹

So werden nicht nur jenseits, sondern auch innerhalb des queeren Spektrums vielfältige Möglichkeiten für Allianzen erkennbar. Solche intersektionalen Bündnisse sind oft mit Identitätspolitik verknüpft, die auf den ersten Blick von ganz bestimmten gesellschaftlichen Gruppen ausgehen. Diese Allianzen schmiedeten nicht Menschen, die in mehrerlei Hinsicht privilegiert waren, sondern Aktivist*innen wie die der afro-deutschen Frauen- und Lesbenbewegung, die sich gleichzeitig mit verschiedenen Formen der Diskriminierung auseinandersetzen mussten. Gerade dieser Ursprung identitätspolitischer Strategien im Kontext anti-rassistischer und anti-heterosexistischer Kämpfe zeigt, dass es dabei letztlich nicht um eine Abkapselung, sondern um die Stärkung der eigenen Position in einem Netz von Differenzen ging, über die hinweg dann solidarische Verbindungen gestiftet werden konnten und sollten.²²

21 Zülfukar Çetin und Zita Grigowski, »Einheit und Differenz. Sexuelle und geschlechtliche Identitäten zwischen Einschlüssen und Ausschlüssen.« in *Handbuch Diversity Kompetenz*, Hg. Petia Genkova und Tobias Ringeisen (Wiesbaden: Springer, 2016), 343–359.

22 Zur ›Erfindung‹ des Begriffs Identitätspolitik vgl. The Combahee River Collective, »The Combahee River Collective Statement (1977)«, in *How We Get Free. Black Feminism and the Combahee River Collective*, Hg. Keeanga-Yamahtta Taylor (Chicago: Haymarket Books, 2017), 15–27. Zu ›kin formations‹ als einer Möglichkeit, über solche Differenz-Solidaritäten nachzudenken vgl. Jennifer Evans, *The Queer Art of History. Queer Kinship after Fascism* (Durham: Duke University Press, 2023).

Intersektionalität verweist mithin auch auf die interne Diversität des queeren Spektrums und erlaubt es der queeren Zeitgeschichte, Exklusionen innerhalb von LSBTI* Szenen zu thematisieren. Mit welchen Herausforderungen waren von rassistischer, klassistischer, ableistischer und anderer Diskriminierung betroffene queere Menschen konfrontiert, wenn sie sich vermeintlich unter Ihresgleichen bewegten? Mit dieser Frage beschäftigen sich der Beitrag von Elisa Heinrich zum Machtverhältnis zwischen Lesben mit und ohne Behinderung; Christopher Ewings Analyse zur Rolle des Weißseins bei der Konstruktion von Queerness; Andrea Rottmanns Diskussion zu polizeilichen Zuschreibungen sexueller Differenz mit Blick auf die Akte eines vermeintlichen ›Strichjungen‹ aus dem West-Berlin der späten 1950er Jahre; Maria Bühners Beobachtungen zu einem Artikel von Nadja Schallenberg, in dem die Aktivistin sich 1991 gegen die lesbische-feministische Exklusion von trans* Frauen wandte; sowie Benno Gammerls Anmerkungen zur Bedeutung von Altersunterschieden anhand der biographischen Erzählung eines Gesprächspartners, der in den 1980er Jahren eine schwul-lesbische Jugendgruppe mit aufgebaut hat.²³ Und Yener Bayramoğlu richtet in seinem Beitrag die Aufmerksamkeit auf LSBTI* Migrant*innen, die sowohl mit queer-feindlicher als auch mit rassistischer Gewalt und Diskriminierung konfrontiert sind. Aus solchen intersektionalen Verquickungen ergeben sich je spezifische Probleme und Anliegen, um die herum sich neue solidarische Bündnisse entfalten können. Auch um diese Konflikte und Allianzen geht es diesem Band.

23 Die Bedeutung von Altersunterschieden und von Ageism, also der Diskriminierung aufgrund von jungem, hohem oder anderem Alter, bringt dieser Band nur am Rande zur Sprache. Vgl. dazu u.a. Linda M. Hess, »Queering Ageism«, in *University of Toronto Quarterly* 90 (2021), Nr. 2: 207–24; Daniel Marshall, Hg., *Queer Youth Histories* (London: Palgrave Macmillan, 2021); Lee Dibben, *Voices. Lessons from LGBTQI History*, 2020, <https://giveout.org/history-month-2020> (Zugriff am 17. Februar 2024); Christina Benninghaus, »Verschlungene Pfade. Auf dem Weg zu einer Geschlechtergeschichte der Jugend,« in *Sag mir, wo die Mädchen sind. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend*, Hg. Dies. und Kerstin Kohtz (Köln: Böhlau, 1999), 9–33; Axel Schildt, »Nachwuchs für die Rebellion – die Schülerbewegung der späten 60er Jahre«, in *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, Hg. Jürgen Reulecke (Berlin: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 2003), 229–252; Berit Schallner, »Hexenschuß. Berufsschulzeitung für Mädchen«, *Digitales Deutsches Frauenarchiv*, 2022, <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/hexenschuss-berufsschulzeitung-fuer-maedchen> (Zugriff am 17. Februar 2024).

Unnachgiebige und Unverkrampfte Machtkritik

Gerade intersektionale Perspektiven verdeutlichen das Potenzial machtkritischer Ansätze, die sich aus queeren Positionen heraus entwickeln lassen. Denn solche Verquickungen zerteilen die Welt nicht quasi unabänderlich in aufgrund verschiedener Kriterien privilegierte Gruppen, die ihre eigene Machtposition absichern, und andere Gruppen, die am unteren Ende der jeweiligen Diskriminierungspyramiden ihr Schicksal gleichsam geduldig erleiden. Emanzipatorische Bewegungen und subversive Praktiken schaffen immer wieder Möglichkeitsräume für den Kampf gegen sowie den Abbau von Diskriminierungen und hierarchischen Strukturen. Indem sie zeigt, wie sich diese gesellschaftlichen Verhältnisse entwickelten, wie sie reproduziert, adaptiert und angezweifelt wurden, kann die zeithistorische Forschung dazu einen Beitrag leisten. Ein gutes Beispiel dafür ist die Kritik von Sichtbarkeitsregimen. So zeigen Kirsten Plötz und Corinne Ruffi in ihrem Beitrag, wie politische, rechtliche, mediale und ökonomische Strukturen es insbesondere lesbischen Frauen erschwerten, sich zu zeigen und gesehen zu werden. Und Ulrike Klöppel analysiert das Regime der geschlechtlichen Binarität, das trans* und inter* Personen nicht oder nur als monströse Figuren sichtbar werden ließ. Trotz dieser Zwänge und Hindernisse gelang es verschiedenen Gruppen und Personen im Lauf der Zeit mit Hilfe von TV-Dokumentationen, autonomen Zeitschriften und öffentlichen Demonstrationen Sichtbarkeit herzustellen. Davon wird auch im dritten Band des Handbuchs die Rede sein.

Dank solcher Interventionen wurde gesellschaftliche Diversität in ihren sexuellen, geschlechtlichen und anderen Dimensionen immer deutlicher und konturierter. In diesem Sinn kann man von einem mitunter zähen zeithistorischen Prozess der Diversifizierung sprechen. Dabei geht es weniger um eine quantitativ verstandene Zunahme von Diversität, als vielmehr darum, wie sich die Sichtbarkeit von und der Umgang mit Vielfalt und Differenzen im Lauf der Zeit verändern. Diese Prozesse gilt es einerseits voranzutreiben und andererseits aus historischer Perspektive kritisch zu begleiten. Gesamtgesellschaftlich betrachtet stand bis in die 1980er Jahre die Durchsetzung oder die Abgrenzung von sexuellen und geschlechtlichen Normen im Vordergrund. Dann wechselte man allmählich ins Register des Feierns der Vielfalt. Die Rede von »Multi-Kulti« steht ebenso für diese Entwicklung wie die inzwischen fast schon überhand nehmende Zurschaustellung von Regenbogenfahnen im wunderschönen Monat Juni. Diese Visibilität erleichtert vielen LSBTI* Personen das Leben, aber sie kann sie auch mit dem Anspruch überfordern,

den vielerorts gezeigten Idealvorstellungen vom erfolgreichen queeren Leben zu entsprechen. Das Gesehen-Werden kann mit Vermarktbarkeitszwängen und die Akzeptanz bestimmter queerer Lebensweisen kann mit einer umso heftigeren Ablehnung anderer Lebensentwürfe einhergehen. Sichtbarkeit ist mithin nicht per se erstrebenswert, es braucht vielmehr ein kritisches Bewusstsein dafür, inwiefern sie machtvolle und diskriminierende Strukturen sowohl herausfordern als auch perpetuieren oder neu herstellen kann.

Für Forschende ergibt sich daraus die Frage, inwiefern die Selbstentwürfe und Fremdbeschreibungen, die sie untersuchen und in ihren Publikationen zeigen, hierarchisierende Kategorisierungen reproduzieren können. Schriftliche und bildliche Quellen sind nicht unschuldig, sondern entstammen oft einer Gewaltgeschichte, die weder verschwiegen noch unvermittelt präsentiert werden sollte. Da gilt es behutsam vorzugehen. Mitunter lassen sich kreative Lösungen finden, wie das Verfremden besonders brutaler Fotos. Ohnehin kann man nie die ganze, sondern immer nur einen Teil der Vergangenheit zeigen. Und dieser Teil ist notgedrungen dem entnommen, was verschiedene Akteur*innen ehemals für aufzeichnend und aufbewahrend erachteten. Gerade deswegen ist es wichtig sorgfältig abzuwägen, welchen Ausschnitt man wie zeigen soll (oder lieber nicht), und wie man das Gezeigte einordnet und interpretiert. Letztlich geht es darum, Machtstrukturen nicht unhinterfragt zu reproduzieren, sondern genau diese Strukturen sichtbar und so kritisierbar zu machen.

Das betrifft auch den Umgang mit globalen Machtasymmetrien, insbesondere dort, wo sie sich in der Dominanz euro-amerikanischer Vorstellungen von Queerness spiegeln und in der Festlegung auf ganz bestimmte Muster des Coming-Outs, des Protests und der Befreiung als allein gangbare Wege im Kampf gegen cis-heterosexistische Unterdrückung. Ansätze aus dem globalen Süden können dabei helfen, solche eurozentrischen Verengungen zu erkennen und zu vermeiden. So beobachtete die argentinische Philosophin und Aktivistin María Lugones, die in den USA gelehrt hat, wie der entmenschlichenden Kolonialität unterworfenen Körper von (binären) Geschlechternormen gleichzeitig ausgeschlossen und ihnen unterworfen wurden. Diese koloniale Differenz und das Weiterwirken nicht-moderner, nicht-dichotomer Kosmologien mündeten nach Lugones in einer Gleichzeitigkeit von Hegemonie-konformen und anderen Modi der Selbstbehauptung, einer gespaltenen und vielfältigen, immer relationalen Existenzweise, welche die Möglichkeit widerständiger, dekolonial-

feministischer Subjektpositionen birgt.²⁴ Solche historisch komplexen, je besonderen, vielschichtigen und brutalen Umstände, aus denen heraus sich Widerstandskräfte formieren, sollte auch eine queere Zeitgeschichte im deutschsprachigen Europa mitbedenken.

Eine andere Überlebensstrategie, die sich zwischen Anpassung an und Zurückweisung von rassistischen sowie cis-heteronormativen Zwängen, zwischen Identifikation mit und Anti-Identifikation gegen hegemoniale Muster bewegt, beschreibt der exil-kubanische Kulturwissenschaftler José Esteban Muñoz aus der Perspektive einer Queer-of-Color-Kritik als ›dis-identification‹. Nach Muñoz können sich Subjekte die vorherrschenden Rangordnungen von Attraktivität und Respektabilität auf sozusagen schlaue Weise aneignen, privilegierte Selbstbilder eigensinnig verbiegen, ohne sich dem System der Unterdrückung anzupassen.²⁵ Solche subversiven Formen der Selbstbehauptung sind faszinierend und entscheidend, im Alltag, im Aktivismus und in der zeithistorischen Betrachtung. Ihr Potenzial sollte jedoch nicht dazu verleiten, die Kritik und den Kampf aus einem falsch verstandenen Respekt gegenüber den intersektional diskriminierten Gruppen allein diesen ›Betroffenen‹ aufzubürden. Deren politische und alltägliche Handlungsspielräume können vielerlei Wirkungen entfalten, sind in gewisser Weise unberechenbar, aber versetzen sie keinesfalls umstandslos in die Lage, gezielt und erfolgreich gegen die herrschenden Machtverhältnisse vorzugehen.²⁶ Es wäre fatal, aus der behaglichen Situation der wohlmeinenden Solidarität und der forschenden Beobachtung heraus die kämpferische Verantwortung allein den ›Anderen‹ zuzuschieben. Die Kritik an intersektionalen Ungerechtigkeiten und die Arbeit an ihrer Überwindung ist Aufgabe von allen, insbesondere denjenigen, denen Hierarchien und Dominanzstrukturen eine privilegierte Position zuweisen.

Diese Überlegungen werfen die Frage nach dem Verhältnis zwischen Forschenden und ›Beforschten‹ sowie zwischen Forscher*innen und Aktivist*innen auf, die auch der Beitrag von Elisa Heinrich zu den Krüppellesben diskutiert. Gerade die queere Zeitgeschichte ist in dieser Hinsicht oft von produktiven Übergängen geprägt. Auch wenn es mitunter dieselben Personen sind, die

24 María Lugones, »Toward a Decolonial Feminism«, *Hypatia* 25 (2010), Nr. 4: 742–759, 746 und 748.

25 José Esteban Muñoz, *Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 1999).

26 Vgl. Lynn M. Thomas, »Historicising Agency«, *Gender & History* 28 (2016), Nr. 2: 324–339.

sich wissenschaftlich und politisch engagieren, so sollten doch die verschiedenen Position, von denen aus sie jeweils sprechen und handeln, nicht ununterscheidbar ineinander verschwimmen. Während im Aktivismus Komplexität mitunter reduziert werden muss, um den eigenen Forderungen Überzeugungskraft zu verleihen, bleibt Differenzierung das wesentliche Anliegen der Forschung. So kann es im politischen Kontext sinnvoll sein, die Präsenz von trans* Personen in verschiedenen Situationen und Perioden hervorzuheben.²⁷ Dadurch wird deutlich, dass Trans* kein ›neumodisches‹ Phänomen ist, wie religiös fundamentalistische und rechtsextreme Gegner*innen der Akzeptanz geschlechtlicher Vielfalt gern behaupten. Forschende können solchen cis-heterosexistischen Polemiken mit guten Argumenten Paroli bieten und zugleich im Gespräch mit Aktivist*innen darauf verweisen, dass Personen und Biographien, die aus heutiger Sicht als trans* gelesen werden können, in ihrem jeweiligen historischen und sozio-kulturellen Kontext verortet und nicht vorschnell im Sinne einer quasi überzeitlichen Kategorie verkürzt werden sollten.

So können Forschende ihre politische Haltung verdeutlichen und darüber reflektieren, wie sich diese auf ihre Interpretation der Vergangenheit auswirkt.²⁸ Gleichzeitig müssen sie diskutieren, inwiefern die Quellen ihre Lesart plausibel erscheinen lassen oder nicht. Während die Analyse, das differenzierende Argument im wissenschaftlichen Register der Methodenkritik und der sich auf andere Belege stützenden Gegenmeinungen zur Debatte steht, eröffnet die Markierung des eigenen Standpunkts die Möglichkeit des politischen Streits. Entscheidend ist, dass keine der beiden Formen der Auseinandersetzung mit einem Thema wichtiger oder richtiger ist als die andere. Forschende und aktivistische Ansätze sollten mit ihren je spezifischen machtkritischen Perspektiven auf Augenhöhe miteinander in Austausch treten, damit sich daraus auf beiden Seiten neue Überlegungen und Strategien entwickeln kön-

27 Vgl. u.a. Leslie Feinberg, *Transgender Warriors. Making History from Joan of Arc to Dennis Rodman* (Boston: Beacon Press, 1996).

28 Diese Überlegungen knüpfen an Debatten an, die Feminist*innen in den 1980er Jahren unter dem Schlagwort ›standpoint theory‹ zu führen begannen. Vgl. dazu u.a. Patricia Hill Collins, »Learning from the Outsider Within: The Sociological Significance of Black Feminist Thought«, in *Social Problems* 33 (1986), Nr. 6: 14–32; Sandra Harding, *The Science Question in Feminism* (Ithaca: Cornell University Press, 1986); Donna Haraway, »Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«,/14 (1988), Nr. 3: 575–599.

nen. Darin liegt das Potenzial kollaborativer und partizipativer Forschung.²⁹ Weil akademische Wissensproduktion nach wie vor mehr gesellschaftliche Anerkennung genießt als andere Formen des forschenden Herausfindens, ist es für diejenigen, die entsprechende Positionen innehaben, besonders wichtig, aufmerksam zuzuhören, wohl überlegt zu antworten und dann auch zu handeln und zu unterstützen. Gerade aus dem Dialog zwischen wissenschaftlicher Differenzierung und aktivistischem Streben nach Gerechtigkeit können sich neue, substantielle Formen des reflexiven Navigierens von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt sowie von intersektionalen Unterschieden entwickeln, die verstehen, vermitteln und vergleichen, ohne zu trennen, ohne Alterität einzuebnen, und ohne Hierarchien zu reproduzieren.

Dieses unverschämt utopische Unterfangen regt dazu an, auch fundamentale Grundlagen queeren Denkens und Handelns zu hinterfragen. Machtkritik wird im queeren Kontext oft gleichgesetzt mit einer anti-normativen Haltung. Allzu schnell gerät ›die Norm‹ dabei zu einem Quasi-Gegner, dessen Dominanz, Stabilität und Homogenität postuliert wird, um umso bequemer die eigene Opposition behaupten zu können. Der anti-hierarchische Impetus tendiert dazu, die komplexen Dynamiken der Herstellung von Normen und Normalitäten auszublenden, und trägt so paradoxer Weise zur Reproduktion der Hierarchien bei, die er unterlaufen möchte.³⁰ Daher sollte sich queere Machtkritik nicht in der Wendung gegen eine als hermetisch und widerspruchsfrei vorgestellte Cis-Heteronormativität erschöpfen. Und queere Zeitgeschichte sollte sich dementsprechend nicht auf einen allzu eng gefassten Ausschnitt der vergangenen Wirklichkeit beschränken, sondern sowohl dessen Ränder und Übergangszonen als auch gesamtgesellschaftliche

29 Vgl. u.a. Tiffany N. Florvil, Katherine M. Marino und Mona L. Siegel, »Feminism and activism across borders. A roundtable«, *Peace & Change* 48 (2023), Nr. 2: 90–102; Beate Binder und Benno Gammerl, »Methoden queeren Forschens«, *zeitgeschichte-online*, 2023, <https://zeitgeschichte-online.de/themen/methoden-queeren-forschens> (Zugriff am 21. Februar 2024).

30 Vgl. Robyn Wiegman und Elizabeth A. Wilson, »Introduction. Antinormativity's queer conventions«, *Differences* 26 (2015), Nr. 1: 1–25. Eine ähnliche Kritik formuliert, basierend auf den philosophischen Thesen von Gilles Deleuze und Félix Guattari, David V. Ruffolo, *Post-Queer Politics* (Farnham: Ashgate, 2009). Zu vergleichbaren Überlegungen mit Blick auf die komplexen Dynamiken von Queerness in der Demokratischen Republik Kongo vgl. Thomas Hendricks, »Making men fall«. Queer Power Beyond Anti-normativity«, in *Africa* 91 (2021), Nr. 3: 398–417.

Perspektiven immer mit im Blick behalten. So kann sie die Selbstverständlichkeit des konform Familiären ebenso hinterfragen wie den aus queerer Sicht vertrauten Gestus des subversiven Konventionsbruchs. Ob man damit in ein post-queeres Stadium der Kritik eintritt, ist nicht die spannendste Frage, die sich hier aufwirft. Unter den Bedingungen der Diversifizierung und in einer Zeit, in der verschiedene Modi des Umgangs mit Identitäten und Alteritäten sich auf komplexe Weise nebeneinander entwickeln und miteinander vermengen, gilt es auch die grundlegenden Parameter machtkritischen Denkens und Handelns zu überprüfen. Die Aufmerksamkeit für Differenzen innerhalb und außerhalb des queeren Spektrums kann dabei hilfreich sein.

